

Nr. 79. Bydgoszcz/Bromberg, 6. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

III. Kapitel.

Es war gut, daß Mijnheer van Uylenburgh in den nächsten Tagen nach seiner Rückkehr von der Reise noch zu sehr mit den kürzlich abgewickelten Geschäften und den neuen Aufträgen, die sich während seiner Abwesenheit angesammelt hatten, beschäftigt war. Sonst wäre ihm vielleicht doch die Veränderung im Wesen seiner Tochter aufgefallen. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie, wie schwer es war, sich zu verstellen und ein Geheimnis vor den Augen des Vaters zu verbergen.

Nur einmal fragte er in diesen Tagen so obenhin:

„Nun, und was macht unser junger Freund, der Justus Vermeulen? Er wird dich in der Zeit meiner Abwesenheit doch gut unterhalten haben?"

Ein kleines verschmitztes Lächeln flog dabei um seinen Mund.

„Oh, danke, Herr Vater — die Zeit war mir nicht zu lang —."

Er hatte ihr lustig zugeblinzelt, dann hatte er sich schon wieder über seine Papiere gebeugt. Saskia aber schlug das Herz bis zum Halse.

Am nächsten Tag sagte Uylenburgh am Mittagstisch mit lächelnder Ironie:

„Sorgen hat der hohe Rat der Stadt schon — meiner Seel'! Ich muß nachher gleich ins Stadthaus, unser viellieber Bürgermeister ten Zerkaulen hat den ganzen Rat zur dringlichen Sitzung einberufen. Ein Bild soll gemalt werden von unserer Schützengilde und später im Stadthaus hängen. Man will etwas für die Kunst tun. Nun ja. Das ist nun mal ten Zerkaulens Schwäche. Heute soll darüber abgestimmt werden, wer den Auftrag erhält. Na — mir soll's egal sein."

Er nahm sich noch ein Stück von dem Putenbraten, der appetitlich die Mitte des reichgedeckten Tisches zierte. Saskia stocherte in ihrem Teller herum und hätte keinen Bissen mehr essen können. Leise fragte sie nach einer Weile!

„Wer würde denn für den Auftrag in Betracht kommen, Herr Vater?"

„Der Maler Thomas van Kemp oder der junge Rembrandt, soviel ich weiß. Die Stimmung scheint mehr für Rembrandt zu sein, von dem schon ein kleines Bild im Stadthaus hängt. Na, mir soll's recht sein. Kemp allerdings ist der Neffe vom Senator Granichstädten, und da wird's ja nun wohl einen Kuhhandel geben, schätz' ich."

Muhme Alberta warf einen verstohlenen Blick zu Saskia hin, der eine feine Röte in die Wangen gestiegen war. Oh, wenn Harmensz den Auftrag bekäme!

Uylenburgh sagte mit kauendem Mund:

„Von mir aus hängen genug Bilder im Rathaus. Die Farbenkleckser sollten lieber ein anständiges Handwerk lernen, da hätten sie genug zu tun. Kunst hin — Kunst her, es ist eine Spielerei für Leute, die Geld haben. Aber merkwürdigerweise scheinen es meist arme Teufel zu sein, die durchaus Künstler spielen müssen."

Nein, er hatte nicht viel Sinn für Kunst, der ehrenwerte Herr van Uylenburgh.

Saskia blitzten die Augen.

„Wenn es keine Künstler gäbe, Herr Vater, das wäre gerad' so, als gäb's auch keinen Frühling im Jahr."

Verwundert blickte Uylenburgh auf.

„Schau einer die Jungfer Philosophin an — haha! Nun, wenn es nicht Handel und Wandel gäbe, das wär' schon verteufelt schlimmer. Aber schwärm' sie in Gottes Namen für die Kunst — es ist nun mal just das besondere Vergnügen für euch Weiberchen."

Er trank das Weinglas aus, das er zum Essen nicht verschmähte, und erhob sich.

„Ich hoffe, es wird nicht gar zu lange dauern."

Kurz darauf verließ er das Haus, um sich zur Sitzung zu begeben. Mit zwiespältigen Empfindungen blickte Saskia seiner hohen, kräftig-selbstbewußten Gestalt vom Fenster aus nach. Sie fühlte nur zu gut, ihre Liebe zu Rembrandt mußte vorerst noch ein Geheimnis bleiben. Mochte Gott es geben, daß Harmensz den Auftrag erhielt. Vielleicht, daß er den Vater dann doch von der Bedeutung echter Künstlerschaft überzeugen konnte und alles sich zum Guten kehrte.

Sie schloß sich in ihr Zimmer ein. Ihr war, als müßten die nächsten Stunden nicht nur über Rembrandts, sondern auch über ihr Schicksal entscheiden. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete sie die Rückkehr ihres Vaters. —

Uylenburgh hatte recht gehabt. Es gab im Stadthaus einen gehörigen Diskurs über die Sache. Viele Köpfe, viele Meinungen, viel Streit. Die meisten der Senatoren gehörten ja auch der Schützengilde an, und jeder trug weitschweifig seine Meinung über die Komposition des zu malenden Bildes vor. Geduldig hörte der Bürgermeister ten Zerkaulen zu und lächelte nur manchmal zu all den Vorschlägen. Schließlich hatte jeder seine Meinung von sich gegeben, und nun platzte van Uylenburgh lachend heraus:

„Das wäre dann für den Maler also nicht ein Bild, sondern zwanzig, meine Herren. Ein schönes Geschäft — haha!"

„Ja —" meinte nun auch ten Zerkaulen, „ich glaube, es ist schon am Besten, wir überlassen die Ausführung des Bildes ganz dem Künstler. Dafür wird er ja schließlich bezahlt. Es sind zwei Maler in Vorschlag gebracht worden. Thomas van Kemp und Harmensz Rembrandt. Wir wollen darüber abstimmen. Die beiden sind hierorts allen gut bekannt. Ich enthalte mich bis zum Schluß der Stimme."

Gemurmel in den Stuhlreihen. Der Senator Granichstädten erhob sich voll Würde.

„Das Bild soll ein Geschenk der ehrenwerten Schützengilde der freien Stadt Amsterdam an die Jugend dieser Stadt sein, auf daß sie später noch der Männer gedenke, die einst für ihre Sicherheit, ihre Freiheit und Größe eingestanden sind. Es soll im Blickpunkt dieses Saales hängen und noch in späten Zeiten Zeugnis ablegen von der

Meisterschaft niederländischer Malkunst. Ich glaube, daß nur ein Maler dazu berufen sein kann, der auch durch Geburt und Rang ganz zu uns gehört. Es kann also nur Thomas van Kemp sein."

„Sehr richtig!" kam hier und da Antwort. „Ausgezeichnet! Van Kemp muß das Bild malen."

Andere Stimmen dazwischen:

„Wenn er's kann! Er ist kein Porträtmaler! Und teuer! Teuer!"

„Wahre Kunst wird nie zu teuer bezahlt", sagte Granichstädten salbungsvoll.

Uylenburgh warf ein:

„Was verlangt van Kemp?"

„Zweitausend Gulden. Es könnte mehr sein."

„Schönen Dank."

Jetzt schwoll der Lärm an und wurde bedenklich. Zweitausend Gulden? Allerhand Geld! So leicht schmiß der Rat der Stadt doch nicht mit den Steuern der Amsterdamer!

ten Zerkaulen sagte, sich Ruhe verschaffend:

„Gerade van Kemp hätte es nicht nötig, soviel zu verlangen. Ich merke, wir werden uns erst klar werden müssen, wieviel wir für das Bild auswerfen können und wollen."

Damit war für's erste jeder einverstanden. Bis tausend Gulden wollte man im Höchstfalle gehen. Aber wenn es für fünfhundert zu machen war — umso besser. Letzten Endes waren die wohlangesehenen Herren Senatoren doch olle Krämer, wenn es ans Bezahlen ging. Das Handeln lag ihnen im Blut.

van Uylenburgh interessierten all diese Verhandlungen herzlich wenig. Er langweilte sich rechtschaffen. Dazu kam die drückende Hitze im Saal, trotz der offenen Fenster, und so schloß er denn die Augen und tat ein friedliches Nickerchen. Wenn es zur Abstimmung kam, würde er schon wach werden. Ihm war es gleichgültig, wer den Auftrag bekam. Er hatte andere Sorgen im Kopf.

Also endlich Abstimmung!

Jemand brach eine Lanze für Rembrandt. ten Zerkaulen nickte ihm wohlwollend zu.

„Im vorigen Jahr hat der Fürst von Oranien ein Bild von ihm gekauft und ihn öffentlicht belobt. Es ist bekannt, daß Seine Fürstliche Hoheit, unser Stadthalter, sehr viel von Dingen der Kunst versteht, man kann seinem Urteil trauen. Ich halte dafür, den Auftrag diesem jungen Künstler zu geben, der uns nicht enttäuschen wird. Er hat es außerdem nötiger als van Kemp, der ja kein armer Mann ist."

„Aber auch kein Windhund", erboste sich Granichstädten.." Und Rembrandt ist ein Zugewanderter!"

„Das berührt sein Können nicht! Er ist jedenfalls ein Bürger unserer guten Stadt Amsterdam. Und was den Windhund anbetrifft: Es ist nicht schwer, keine Schulden zu machen, wenn man so wohl gebettet liegt wie Euer Neffe van Kemp."

„Sehr richtig", lachte ten Zerkaulen.

„Aber es ist nicht so einfach, als junger und armer Künstler überhaupt Schulden machen zu können und sich noch etwas von dem göttlichen Leichtsinn zu bewahren, ohne den es kein echtes Künstlertum gibt."

Es gab Beifall und Widerspruch. Hie Rembrandt — hie van Kemp!

Die Abstimmung begann.

van Uylenburgh erhielt einen freundschaftlichen Stoß in die Seite. Gähnend öffnete er den Mund.

„Van Kemp —", sagte er gleichgültig und hob die Hand.

Sein Nebenmann lachte.

„Mijnheer van Uylenburgh, die Abstimmung für van Kemp ist gerade vorbei. Man stimmt über Rembrandt ab."

„So? Auch gut. Dann also Rembrandt."

ten Zerkaulen zählte ab. Uylenburgh schloß schon wieder die Augen. Verrückt, diese Hitze im Saal! Wie war doch das mit den neuen Lieferungen für Paris? Hundert Ballen Seide, vierzig Ellen Spitze aus Brüssel — er begann zu rechnen und Überschläge im Kopf zu machen. Wie von weit her hörte er die Stimme ten Zerkaulens:

„Es herrscht also Stimmengleichheit. Ein scharfer Kampf. Das hätte ich nicht für möglich gehalten."

„Noch einmal abstimmen", rief Granichstädten erregt.

„Nicht nötig, Herr Senator. Sie vergessen, daß ich selber noch nicht gewählt habe —", sagte Zerkaulen. „Ich bin also —"

Würde zwölftausend Gulden machen, rechnete Uylenburgh in Gedanken zusammen, wenn ich die Lieferung für den Comte Reymond gleich mitgehen lasse. Da würde ich den Transport einsparen. Ein gutes Geschäft. Der alte Vermeulen wird sich fuchsen, wenn er erfährt, daß ich die Bestellung schon in der Tasche habe.

Er blickte auf. Eben sagte ten Zerkaulen:

„So wäre also die Angelegenheit in Ordnung. Mit einer Stimme Mehrheit ist die Entscheidung gefallen. Der Beschluß ist unwiderruflich. Ich habe mir vorgenommen, morgen dem Künstler die Nachricht selber zu überbringen."

Allgemeine Zustimmung. Uylenburgh sah sich um. Hier und da waren schon einige der Ratsherren aufgestanden. Alle sahen friedlich und heiter aus. Na also, nun schien ja alles im rechten Lot zu sein mit dem Bild, dachte Uylenburgh. Warum erst die Aufregung! Er nickte Vermeulen zu, der gerade mit Granichstädten einige Worte wechselte. Allgemeiner Aufbruch.

Uylenburgh, der zunächst der Tür saß, beeilte sich hinauszukommen. Gottseidank, daß diese Sitzung vorüber war. Sie hatte wahrhaftig lange genug gedauert, dünkte ihm. —

Saskia hatte es im Zimmer nicht mehr ausgehalten vor banger Erwartung. Wie langsam die Stunden dahinkriechen konnten! Neulich vor der Stadtmauer — mit Harmensz — da war die Zeit gerannt, als hätte sie es doppelt eilig. Und heute, du lieber Gott! Im Schneckenschritt liefen die Minuten.

Muhme Alberta war nicht weniger aufgeregt. Welche Nachricht würde Uylenburgh nach Hause bringen? Sie pusselte im Garten hinter dem Haus herum und wußte doch kaum dabei, was sie tat. Ab und zu kam Saskia und stand neben ihr und sah zu und ging wieder.

Als sie gerade wieder einmal die Halle betrat, hörte sie das Knarren des Straßentores. Der Atem stockte ihr. Dann eilte sie auf die Tür der Halle zu und öffnete sie. Uylenburgh trat ein. Er hielt den Hut in der Hand und fächelte mit dem Krausenärmel über die Stirn.

„Da seid Ihr wieder, Herr Vater."

„Viel zu lange hat's gedauert. Ah — hier ist's kühl."

Saskia nahm ihm den Hut ab und den silberbeschlagenen Federstock. Ihre Hände zitterten dabei vor verhaltener Erregung.

„Wie ist's ausgegangen, Herr Vater?" fragte sie, und ihre Stimme klang ganz dünn.

„Kleine Neugier! Wer das Bild malen wird?"

Er fuhr sich durch das dichte Haar.

Mit großen, erwartungsvollen Augen sah ihn Saskia an.

„Kreuztürken! Haha — das weiß ich selber nicht, Kind. Ich bin gleich auf und davon, als die Sitzung zu Ende war. Und zwischendurch hab' ich ein bißchen gedröselt und an die neuen Pariser Lieferungen gedacht. Ist der Verwalter Droysen nicht gekommen?"

„Er sitzt oben im Schreibzimmer, Herr Vater."

Es klang wie ein Hauch.

Uylenburgh wandte sich der Treppe zu. Saskia tat ein paar Schritte hinter ihm her.

„Ihr wißt wirklich nicht, Herr Vater, ob — ob Rembrandt —"

Er stand schon auf der untersten Stufe und drehte sich noch einmal um. Sie brach schnell ab und preßte die Lippen zusammen.

„Oder van Kemp? Hätt' ich gewußt, daß es dich so interressiert, hätt' ich besser aufgepaßt", lachte er leicht. „Aber ich glaube, der Kemp wird den Längeren gezogen haben."

„Oh —"

Ein zerflatternder Seufzer.

„Bring' eine Flasche Wein nach oben, Saskia. Der Droysen hat immer einen gewaltigen Durst beim Abrechnen und Verhandeln. Übrigens — der Justus Vermeulen wird dir gewiß genaueren Bescheid geben können. Sein Vater war ja auch da."

Er stapfte die Treppe hinauf, schwer und würdig.

Saskia stand mit hängenden Armen da und blickte ihm nach. Ihr war das Herz so schwer. Was wußte sie nun? Nichts. Ja, wie konnte der Vater auch wissen, wie wichtig ihr die Entscheidung des Rates war! Lieber Harmensz —

armer Harmensz! Wenn wirklich van Kemp den Auftrag erhalten hatte —, sie preßte die Hände gegen das Herz.

Als sie sich umdrehte, stand Muhme Alberta an der Tür. Sie mußte wohl alles gehört haben. Tröstlich sagte sie:

„Die Liebe muß geduldig sein, Saskia. Die Liebe muß immer an ein Wunder glauben."

Saskia senkte den Kopf.

Es ist wohl das Einzige, was ich für Harmensz tun kann," flüsterte sie ergeben. —

(Fortsetzung folgt.)

„Verurteilt im Namen des Kaisers"

Aus der Chronik einer märkischen Kleinstadt,

nacherzählt von Oskar G. Foerster.

April 1807 . . .

Auf den Schlachtfeldern von Jena und Preußisch-Eylau hatte sich Preußens Geschick erfüllt. In der Mark Brandenburg lagen die Truppen Napoleons.

Die kleine märkische Stadt Kyritz hatte im März zum erstenmal ein wenig aufatmen dürfen. Ein halbes Jahr lang waren die Regimenter der Marschälle Soult und Bernadotte unwillkommene Gäste der Stadt gewesen. Einquartierungen, Requisitionen und Kontributionen ließen Kyritz verarmen. Nun aber waren die Franzosen nach Ostpreußen gezogen, und die Stadt hatte nicht einen feindlichen Soldaten mehr in ihren Mauern. Nur fünf Bürger taten, mit Säbeln und Pistolen ausgerüstet, Gendarmendienst.

Es war am Vormittag des 31. März, als ein seltsames Gerücht, das wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt ging, wissen wollte, daß sich in den Dörfern der Nachbarschaft preußische Truppen gezeigt hätten. Reiter des Husarenmajors von Schill würden von Kolberg her in die Mark einrücken, um die Franzosen zu vertreiben! Die Bürger von Kyritz liefen in freudiger Erregung auf die alten Stadtwälle, um nach den Befreiern auszuschauen. Die beiden Bürgermeister, Steiniger und Schrader, aber blieben mißtrauisch, ließen die Stadttore schließen und stellten Wachen dahinter auf. Zu viel Marodeure, Plünderer und Banditen zogen seit dem Abmarsch der Franzosen im Lande herumherum . . .

Kommissionär Hirsch aus Berlin . . .

Am Tage vorher war in Kyritz der Jude Hirsch aus Berlin eingetroffen. Kommissionär und französischer Armeelieferant! In der Stadt und den umliegenden Dörfern hatte er Vieh und Lebensmittel eingekauft. Und in Kyritz war er bei dem Kaufmann Kersten abgestiegen, um bei ihm zu übernachten. Kersten, ein angesehener, ehrenhafter Mann, behielt den Juden gutmütig in seinem Hause.

Am Morgen kamen Nachbarn und Freunde mit der Nachricht von dem Anmarsch Schillscher Truppen. Hirsch erblaßte bei dieser Kunde. „Ich muß mein Geld in Sicherheit bringen!" schrie er. „Zeigt mir, wo ich es verstecken kann!" Kersten wehrte ab: „Sie sind französischer Lieferant, Hirsch! Wenn mein Haus durchsucht wird, werden die Schillschen das Geld als französisches Eigentum betrachten und beschlagnahmen. Und es wäre mir als einem guten Preußen wenig angenehm, solche Gelder im Hause zu haben!"

Doch der Jude flehte und drohte schließlich: „Ich werde mich beim französischen Kommandanten beschweren, wenn Sie mir nicht Schutz gewähren!"

Da gab Kersten nach. Ein ehemaliger Lakai, der im oberen Stockwerk wohnte, half beim Verstecken der 1500 Reichstaler, die der Kommissionär mit sich führte. Ein Beutel wurde unter dem Großvaterstuhl in Kerstens Wohnung verstaut, ein zweiter in einem Fäßchen in der Stube des Lakaien. Zwei Stunden später marschierten die Preußen ein . . .

Der Überfall.

Jäh erstarb der Jubel auf den Lippen der Bürger, als diese aus achtzehn Mann bestehende „Armee" durch die Straßen von Kyritz zog. Außer einem alten Haudegen, der sich als Wachtmeister von den Blücher-Husaren ausgab, trug keiner von ihnen eine ordentliche Uniform. Lächerlich buntscheckig gekleidet waren diese „Soldaten", verrostete Gewehre und Säbel ihre Waffen, und an Stricken, die sie um den Leib gewunden hatten, steckten ein paar Pistolen.

Sogleich erkannten die Bürgermeister, daß es keineswegs preußische Truppen sein konnten, die über die Mauern der Stadt geklettert waren, den paar schlecht bewaffneten Gendarmen die Pistolen weggenommen hatten und nun ihren Einzug hielten. Eine Bande plündernder Deserteure und Räuber hielt Kyritz besetzt, und niemand vermochte sie zu vertreiben, denn die Stadt war wehrlos, seitdem alle Waffen an die Franzosen abgeliefert worden waren. Die Bürgerschaft behielt dennoch ihre Ruhe und verweigerte den Eindringlingen die verlangten „Kontributionsgelder". Aber plötzlich wandten sich die Freibeuter nach dem Hause des Kaufmanns Kersten, stürmten hinein und forderten unter Vorzeigung eines gefälschten Schillschen Schreibens die Auslieferung der hier versteckten französischen Proviantgelder. Bis auf den heutigen Tag ist es ungeklärt geblieben, woher die Bande von den Talern des Juden erfahren hatte. Jedenfalls wußten sie sehr gut Bescheid. Sie holten die beiden Beutel aus dem Versteck, luden sie mit einer Anzahl geraubter Monturen auf einen Wagen und fuhren aus der Stadt. Die aufgeregten Bürger hielten sie mit Pistolen und Gewehren im Schach.

Am Morgen des 1. April ging eine Stafette an den Kommandanten Lefèbre in Perleberg ab, die einen wahrheitsgetreuen Bericht des Magistrats über den Überfall brachte. Lefèbre war, wie man wußte, ein gerechter Mann.

„Respekt vor Frankreichs Kaiser!"

Am 2. April aber stand vor dem Generalgouverneur der Mark, dem Divisionsgeneral Clarke in Berlin, ein empörter und wehklagender Ankläger: der Jude Hirsch soeben aus Kyritz eingetroffen.

Clarke schlug mit der Faust auf den Tisch. „Monsieur Hirsch!", sagte er, „Sie haben einen bestimmten Verdacht! Sie werden ihn mir nicht verhehlen!"

Hirsch wiegte den Kopf. „Ich will es gewiß nicht glauben, Herr General. Aber wenn man sich die Sache recht überlegt, kann es nur der Kaufmann Kersten gewesen sein, der den Schillschen verraten hat, wo mein Geld steckte."

Clarke nickte. „Das wollte ich hören", sagte er kurz. „Es muß ein Schuldiger gefunden werden. Und es muß wieder ein Exempel statuiert werden. Seine Majestät will, daß der französische Name in den eroberten Provinzen gefürchtet wird."

So nahm das Schicksal seinen Lauf.

Kriegsgericht . . .

Am 6. April zog an der Spitze eines Detachements französischer Dragoner und nassauischer Infanteristen die militärische Untersuchungskommission in Kyritz ein.

Im Posthause tagte das Kriegsgericht. Die beiden Bürgermeister von Kyritz, der Kämmerer Schulz und der Kaufman Kersten wurden verhaftet und in das Ratsgefängnis eingeliefert. Die Bürger sammelten sich auf den Straßen zu kleinen Gruppen. Gegen Mittag erschienen Patrouillen, die alle Herumstehenden in die Häuser trieben.

Der Tag verging unter stundenlangen Verhören, die am nächsten Tag fortgesetzt wurden. Die Offiziere saßen um den langen Tisch im Postzimmer und stellten Fragen in französischer Sprache, die ein Dolmetscher den Angeklagten übersetzte.

„Kämmerer Schulz!" wandte sich der Adjutant des Gouverneurs an den Kämmerer und stellvertretenden Bürgermeister, „Sie werden beschuldigt, die Schillschen Parteigänger nach Kyritz gerufen zu haben!"

Schulz war aufs höchste erstaunt. „Ich habe keine Verbindungen mit den Banditen gehabt", sagte er ruhig, „es waren auch nicht Schillsche Parteigänger."

„Angeklagter Kersten!", fuhr der Adjutant fort, ohne eine Übersetzung dieses Einwandes abzuwarten, „Sie haben nach dem Zeugnis des Kommissionärs Hirsch den Parteigängern das Versteck der Proviantgelder verraten."

Auch Kerstens Verteidigung blieb unübersetzt. So ging dies seltsame Verhör weiter.

Und dennoch: weder Schulz noch Kersten glaubten, daß man sie wirklich verurteilen könne. Sie waren unschuldig an dem Raub wie jeder andere Bürger in der Stadt. Am Abend des zweiten Tages besuchten die Frauen ihre Männer in der Wachtstube. „Frau Gevatterin!“, sprach Schulz scherzend zu Frau Kersten, „das kann ans Augenverbinden gehn!“ Die Frau lachte: „Na, da kann ich Ihnen ja gleich mein Kopftuch hier lassen dazu!“ Kersten war stolz: „Hab' ich nicht ein tapferes Weib, Schulz? Aber nun geh nach Haus, Luise, und leg dich ins Bett, ich werde sicher noch heute entlassen!“

Frau Luise ging. In der Nacht wurde sie durch die Schüsse geweckt, die ihrem Mann die Brust zerrissen . . .

„Im Namen des Kaisers!“

Abends um 10 Uhr wurden die Gefangenen noch einmal vor das Tribunal geführt. Der Adjutant las ihnen die Order Clarkes vor, wonach „die schuldigen Magistratspersonen und der Kaufmann Kersten wegen Begünstigung des an Hirsch begangenen Raubes zu verurteilen seien.“ Zum erstenmal spürten die Bürger diesmal etwas von der unmenschlichen Härte der fremden Gewalthaber. Nach Verlesung dieses nichtssagenden Spruches wurden sie wiederum abgeführt.

Gegen drei Uhr morgens nahmen französische Dragoner Schulz und Kersten in ihre Mitte und führten sie zu einem Wagen, der vor dem Rathaus stand. Man ließ sie einsteigen, und der Wagen fuhr, von Dragonern umringt, in schnellem Tempo zum Hamburger Tor aus der Stadt.

Auf einem Nebenweg an der Perleberger Chaussee hielt der Zug. Die beiden Gefangenen stiegen aus. Vor ihnen stand das Exekutivkommando. Der Generaladjutant verlas den Spruch, der zum Tode durch Erschießen verurteilte.

Stehend erwarteten die beiden das Kommando. Ein nassauischer Hauptmann gab es, ein Deutscher, in einer deutschen Stadt . . .

Der General greift ein.

Historische Skizze von **Bernhard Schulz.**

In den Abwehrkämpfen, die rheinische Bauern zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts gegen die französischen Einfallheere führten, blühte in der Stille viel Heldentum heran, und von manchem erschütternden Erlebnis ist heute noch den Wissenden im Volk Herz und Mund voll. Dies vor allem werden sie nie zu erzählen vergessen: Wie der Franzosengeneral Richepanse durch seine Ritterlichkeit den rheinischen Freiheitskämpfer Stücker, einen in Vaterlandsliebe erglühten jungen Menschen, vor dem Tode bewahrte . . .

Die Feinde hatten auf den Kopf dieses „Bauerngenerals“ — so nannten sie ihn — einen Preis von 200 Louisdor gesetzt. Wer ihn tot oder lebendig einlieferte, dem sollte dieser wahrhaft fürstliche Lohn in klingendem Gold ausgezahlt werden. Nun gierten die Söldner nach diesem Kopf, sie schwelgten in der Vorstellung, daß sie sich von dem Geld einen Winter lang toll und voll saufen konnten. Tag und Nacht streiften sie in den Dörfern umher, wo sie nur den Geruch von Menschen spürten. Sie schlitzten den Einwohnern Federbetten und Mehlsäcke auf, aber der „Bauerngeneral“ entwischte ihnen immer wieder, bis er ihnen eines Tages — die Bauern hatten sich auf einem Berg zum bewaffneten Widerstand versammelt — fast arglos vor die Flintenläufe sprengte. Es geschah durch Verrat in einer engen tiefen Schlucht, die zum Versammlungsplatz hinaufführte.

Erst als vor und hinter ihm die Flinten loskrachten, blindlings darauflos, sah sich der „Bauerngeneral“ mit den Seinen von der Meute der mordlustigen Söldner umstellt. Sein Pferd brach verendend unter ihm zusammen. Jeder Weg zur Flucht war ihm versperrt. Er nahm den krummen Reitersäbel in die Faust und schlug auf die Arme und Hände ein, die sich wie abgeschlagene und doch tausendfältig neu wachsende Fänge eines ungeheuerlichen Tieres nach ihm ausstreckten. Er blutete aus vielen Wunden, aber er achtete dessen nicht. Seine Stirn sprang auf, das warme Blut lief ihm über die Augen . . . Zu seinen Füßen zuckte und wimmerte es, ein Wall von Sterbenden . . .

Plötzlich ritt Richepanse heran, der General. Er gab mit schneidender Stimme einen Befehl. Die Söldner wichen zurück, ließen von dem Tapferen ab. Richepanse ritt auf ihn zu. Schweigen und Waffengeklirr. „Ergib dich, Stücker!“

Aber der verschmähte es, in der Gefangenschaft zu verenden, wo er hier den Tod finden konnte, den Soldatentod im Wald. Sterben, ja, sein Werk war vernichtet, es hatte keinen Sinn mehr zu leben. Der Tod am Galgen war keine Ehre. An seiner Wange spürte er den Efeu an der kühlen Wand der Schlucht. Da brach der Wald in ihm auf, die Blumen und Tiere, die er liebte, die Wolken und der eidige Sommerhimmel seiner Heimat. „Nein!“ schüttelte er mit dem Kopf. Die Franzosen drängt n wieder vor, ihren Vorteil erwägend. Vielleicht hatte der General den Preis schon in der Tasche. Einen Strick her!

Als Stücker den Arm zum Schlag heben wollte, war er lahm. Die Muskeln gehorchten seinem Befehl nicht mehr, die Finger verkrampften sich um den Säbelgriff. Das Fleisch hing ihm in blutigen Lappen aus dem Tuch des Ärmels. Er wechselte die Waffe in die linke Hand über. Das Schlagen und Stoßen, das Zielen und Losschleudern begann von neuem. Jetzt waren die Franzosen stärker als er. Sie fielen ihn heftiger an.

Richepanse litt um den jungen Helden. Warum ergab sich der Tollkühne nicht? Er hatte genug von ihm gehört, um zu wissen, wie edel er war. Er durfte nicht abgestochen werden. „Halt!“ Der General stieg vom Pferd, warf den Mantel ab, die blanke Waffe in der Faust neigte sich zur Erde. Er zögerte. Einen Herzschlag lang wußte er nicht, ob er Franzose und der General dieser Söldner war oder der ritterliche Gegner des jungen deutschen Löwen, dessen Lebenswerk vielleicht zerstört war. Dann brüllte er die Söldner an: „Zurück!“ Die achteten des Generals nicht mehr. Zurück? Doch nicht von diesem Satan hier? Sie zogen die entseelten Leiber ihrer Kameraden unter ihren Füßen weg, und nicht diese allein hatte der Bauerngeneral schon erschlagen! Ihre Wut steigerte sich zu grausiger Verbissenheit. Sie kannten kein Zurück mehr. Stücker war nahe daran, den Arm nicht mehr zu erheben, die Waffe niedersinken zu lassen, er konnte nicht mehr, es war aus, alles war aus, sein Auge brach, er schwankte, ein Hieb traf ihn an den Kopf. Die Söldner machten Miene, ihn abzustechen.

„Ergib dich!“ brüllte der General, heiser vor Qual.

„Nein!“ röchelte Stücker mit versagender Stimme, die der General kaum hörte. Stücker hatte den Ruf des Franzosen nicht verstanden, und er hatte auch darauf nicht geantwortet. Aber sein Arm zitterte: „Nein!“ Sein Kopf schüttelte: „Nein!“ Seine Lippen stammelten: „Nein!“ Sein Stammeln war nur ein Hauch und keiner konnte es hören. Nur Richepanse. Dessen Herz schrie den jungen Helden an: Bruder!

Da — Richepanse ging mit der Waffe auf seine Soldaten los. Schritt um Schritt. Der Degen zuckte. Das Herz der Welt stand still. Die Franzosen schlugen ihrem General den Degen aus der Faust, fielen ihn an. Der General warf sich mit seinem Leib über den Deutschen, ihn zu schützen. Die Schulter des Generals blutete . . . Die Söldner wichen entsetzt zurück. Da lag ihr General und schützte den Feind mit seinem Leib. Die Welt wirbelte vor ihren Augen, ihre Hände bluteten. Eine heilige Stille überkam sie. Richepanse erhob sich schweigend. Stücker hatte das Bewußtsein verloren. Ein Söldner reichte dem General den Degen. Ein gefangener Bauer drängte vor, sein Gesicht blutig zerhackt, er drückte seinen Mund auf die Hände des ritterlichen Franzosen und stammelte und fiel zur Erde . . .

Die Bäume rauschten, und ein Glockenton schwebte in der Luft.

Die Franzosen entzündeten Kienspäne. Das rote flackernde Licht warf sich zu den Bäumen auf. Der Wald wölbte sich wie ein Dom über der Schlucht. Der Weg war bedeckt mit Toten und Verwundeten, Gefangene starrten mit zur Erde gesenktem Gesicht, waffenlos, blutend. Fern durch die Schlucht klopfte der Hufschlag flüchtiger Gäule.

Der General ließ den schwerverwundeten Stücker verbinden und beauftragte einige ihm ergebene Leute mit dem Transport. Lange sah er dem Zuge nach, der über Wiesen und Äcker in den Wald einbog, in das geheimnisvolle Rauschen der Bäume. Er entsann sich nicht seiner Tat, er hatte gehandelt, wie sein Blut es ihm befahl und sein Herz es ihm eingab, er sann und schaute und lächelte dem Hufschlag nach, der im Weiten verebbte.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.